

ZUR METHODIK DER IDENTIFIZIERUNG HISTORISCHER ORTSNAMENFORMEN

Von Heinrich Tiefenbach

Anläßlich der Besprechung¹ der Arbeit von M. Werner² über die Verwandtschaft der Irmina von Oeren und der Adela von Pfalzel war auf die methodischen Prinzipien aufmerksam zu machen, die bei der Analyse und Identifizierung von Namenmaterial in historischen Quellen zu beachten sind. Es geht dabei um ein Phänomen, das in älteren und neueren historischen Arbeiten immer wieder zu beobachten ist: Zur Herstellung von vermuteten Verwandtschaftsbeziehungen im Frühmittelalter oder zur Begründung besitzgeschichtlicher Zusammenhänge werden sprachhistorisch eindeutig verschiedene Namen, die aber dem ungeschulten neuzeitlichen Betrachter irgendwie ähnlich erscheinen, unbekümmert in Beziehung gesetzt oder miteinander identifiziert. Diese ungewisse Basis wird dann zum Fundament weitreichender weiterer Kombinationen, bei denen die trügerischen Voraussetzungen leicht aus dem Blick geraten und die durch Übernahme in die Handbücher in den Rang von Gewißheiten aufrücken. Beispiele nennt die besprochene Arbeit von M. Werner und die genannte Rezension. Wer hier freilich Wasser in den Wein der Entdeckerfreude gießt, muß mit unwirschen Reaktionen der Betroffenen rechnen. So hat nun G. Rothhoff³ im jüngsten Band dieser Zeitschrift die in meiner Werner-Rezension geäußerte Kritik an seiner Gellepgau-These mit einer Gegenkritik zu beantworten gesucht und mir eine „hyperkritische Sicht“⁴ vorgehalten. Das vermag nicht jeder als Vorwurf zu empfinden, wenn es um wissenschaftlich saubere Methodik geht. Verwahren muß ich mich jedoch gegen das Etikett „ohne ausreichende Berücksichtigung des historischen Kontextes“⁵. Nichts in dem Beitrag von G. Rothhoff untermauert diesen Vorwurf, wenn es nicht seine am Schluß geäußerte feste Überzeugung ist, daß es angesichts der Bedeutung von Gellep in römischer und fränkischer Zeit einen Gellepgau gegeben haben müsse und die linguistischen Probleme um die für einen solchen Gau herangezogenen Namen demgegenüber an Gewicht verlören.

Das Problem soll hier in der gebotenen Kürze skizziert werden⁶. Dabei geht es im Grunde nicht, wie man nach G. Rothhoffs Titel glauben könnte, um die Frage „Pro oder Contra Gellepgau“. Es geht vielmehr darum, ob die bisher für die Existenz eines solchen Gaues beanspruchten Namenbelege mit diesem Namen identifiziert werden können. Wie in der Werner-Rezension soll der Argumentationsgang mit den gesicherten frühmittelalterlichen Zeugnissen begonnen werden, da der Ausgangspunkt der Auseinandersetzung, der Beleg des Adela-Testaments, nur in hochmittelalterlicher Überlieferung bezeugt ist, die bereits mehrere Bearbeitungsstufen durchlaufen und nachweislich Eingriffe erfahren hat. Als Zeugnisse eines Gellepgaus sind bisher nur zwei Belege in Überlieferung vor der Jahrtausendwende in Anspruch genommen worden, beide in Urkunden Ludwigs des

¹ H. Tiefenbach, Zum Namengut in frühen Urkunden aus Echternach und Pfalzel. Möglichkeiten und Grenzen seiner Identifizierung, in: Beiträge zur Namenforschung, Neue Folge 18 (1983), S. 301–314.

² Adelsfamilien im Umkreis der frühen Karolinger. Die Verwandtschaft Irminas von Oeren und Adelas von Pfalzel. Personengeschichtliche Untersuchungen zur frühmittelalterlichen Führungsschicht im Maas-Mosel-Gebiet (Vorträge und Forschungen, Sonderbd. 28), Sigmaringen 1982.

³ Pro und Contra Gellepgau, in: Rheinische Vierteljahrsblätter 54 (1990), S. 251–254.

⁴ Ebenda, S. 254.

⁵ Ebenda, S. 251.

⁶ Für manche Einzelheiten der sprachlichen Argumentation, auf die G. Rothhoff meist gar nicht eingeht, muß auf den in Anm. 1 genannten Beitrag verwiesen werden.

Kindes, die Kaiserswerth betreffen. Die erste Urkunde (DLK.35)⁷ von a. 904 weist dem Stift (*cenobium*) bestimmte Güter zu und ist in einem Exemplar erhalten, das als eine bald nach Ausstellung der Urkunde entstandene Nachzeichnung angesprochen wird, vermutlich nach einem Original des gleichen Gelegenheitschreibers, der die Schrift des Ernst A im DLK. 34 nachahmt. Da nur in Kaiserswerth ein Interesse an einer solchen Kopie bestehen konnte, wird der Nachzeichner im Umkreis des St. Swibert-Stiftes zu suchen sein. Die Namenform lautet *loca . . . in pagis Diuspurch et Keldaggouue sita*. In der zweiten Urkunde (DLK. 73)⁸ von a. 910 werden dem Presbyter *Foldger* (nicht eigens genannte) Güter übereignet, die er bisher vom Stift zu Lehen hatte und die im Falle seines Todes dem Stift heimfallen sollen. Die Urkunde ist das erste Original des Salomon A, die fragliche Namenform *in pago Keldocense*. Es gibt keinerlei Anhaltspunkte dafür, daß die erste Urkunde bei der Herstellung der zweiten benutzt wurde. Rechtsinhalt und unterschiedliche Formulierung des Gaunamens schließen es eher aus, und auch in der Monumenta-Edition ist keine Rede von einer solchen Beziehung⁹. Die (freilich vorsichtig geäußerten) Erwägungen G. Rothoffs über eine mögliche Personenidentität des *Folkerus prepositus* im D.35 und des *presbyter Foldger* D.73 sind ein typisches Produkt der zu Beginn angesprochenen Sorglosigkeit bei der Gleichsetzung sprachlich verschiedener Namenformen, die sich meist schon durch den Blick in E. Förstemanns Personennamenbuch¹⁰ vermeiden ließe.

Die Schreibungen *Keldag-* und *Keldoc-* sollen nach der Gellep-These oberdeutsche <K>-Schreibungen für <G> sein, wofür G. Rothoff auf die <K>-Graphien für den Konradiner Graf *Kebehart* (auch mit *-p-*) verweist, die in den von Ernstus (wohl ein Schwabe)¹¹ rekonstruierten Originalen erscheinen. Bemerkenswerterweise wird dieser Name (für eben diese Person) aber gerade in dem fraglichen D.35 als *Gebeharti* wiedergegeben, ebenso wie hier der Siedlungsname Gellep in der zu erwartenden korrekten Schreibung *Geldapa* auftritt und wie auch das Zweitglied des Namens *Keldaggouue* keine Spur einer solchen oberdeutschen Graphie zeigt, obwohl doch dieses Wort für ‚Gau‘ leicht identifizierbar war. Auch die anderen recht zahlreichen Namen im D.35 zeigen keinerlei Einfluß oberdeutscher Schreibgewohnheiten, sondern sie entsprechen dem fränkischen Usus mit zum Teil ausgesprochen ‚bodenständigen‘ Graphien (besonders <th>), die im Raum um Kaiserswerth zu erwarten sind¹². Wenn der Eindruck wegen der sehr unterschiedlichen Namenmengen der beiden Urkunden nicht täuscht, zeigen die Schreibungen im D.35 neben allgemein fränkischen Zügen stärker landschaftliche Färbung als die im D.73. Oberdeutsch könnte im D.73 die Schreibung *Chuonradus* sein (im D.35 dagegen *Cuonrat*), die aber in sämtlichen Originalen Ludwigs des Kindes auftritt¹³ und als feste Kanzleischreibung dieses Namens anzusehen ist (wie *Hludouuicus*), also unabhängig vom Empfänger der jeweiligen Urkunde und der aktuellen lautlichen Realisierung ist. Die Namensschreibungen für das Kanzleipersonal oder die Reichsaristokratie können anderen Prinzipien folgen, als die für die lokal gebundenen Ortsnamen, die häufig auf Empfängerangaben beruhen¹⁴. Dazu gehören auch die oft kleinräumigen Gaunamen. Das wird besonders deutlich,

⁷ Die Urkunden Zwentibolds und Ludwigs des Kindes, bearbeitet von Th. Schieffer (MGH. DD. regum Germaniae ex stirpe Karolinorum 4), Berlin 1960, S. 149–151; Kaiserurkunden in Abbildungen, hrsg. von H. von Sybel und Th. von Sickel, Lfg. 1, Berlin 1880, Tafel 14.

⁸ Die Urkunden (wie Anm. 7), S. 210f.; Kaiserurkunden in Abbildungen, Lfg. 1, Tafel 18.

⁹ Rothoff, (wie Anm. 3), S. 254, spricht gleichwohl ohne Nachweis von „der großen Wahrscheinlichkeit“ ihres Bestehens.

¹⁰ E. Förstemann, Altdeutsches Namenbuch, I, Personennamen, 2. Aufl. Bonn 1900, Nachdruck Hildesheim 1966, hier Sp. 550 und Sp. 559.

¹¹ Die Urkunden (wie Anm. 7), S. 82.

¹² Die Einzelheiten in dem in Anm. 1 genannten Beitrag, S. 311 f. G. Rothoff geht darauf nicht ein.

¹³ Die Urkunden (wie Anm. 7), S. 293 (Register).

¹⁴ Zum Ganzen etwa H. Menke, Das Namengut der frühen karolingischen Königsurkunden. Ein Beitrag zur Erforschung des Althochdeutschen (Beiträge zur Namenforschung, Neue Folge, Beiheft 19), Heidelberg 1980, S. 448 ff.

wenn Siedlungs- und Gaunamen nachträglich auf freigelassenem Raum in ein von der Kanzlei hergestelltes Diplom eingetragen werden (zum Beispiel D. 61 Ludwigs des Kindes).

Mit einiger Sicherheit auszuschließen ist die Identifizierung von *Keldag-/Keldoc-* mit *Geldapa* aber insbesondere aufgrund des letzten Konsonanten. Auch dazu ist in der Werner-Rezension das Nötige gesagt¹⁵, und auch hier verzichtet G. Rotthoff wohlweislich auf eine Diskussion der dort ausgebreiteten sprachlichen Argumente. Die Bemerkung, *-apa* sei im 10./11. Jahrhundert längst unverständlich gewesen¹⁶, verwechselt semantische und phonologische Gegebenheiten und führt in diesem Zusammenhang sogar ein neues Lautgesetz ein, nach dem „*-apa* unter Ersatz durch Fugenvokal *e* einfach weggelassen worden sein“¹⁷ könnte. Aber das fehlende Verständnis eines Namengliedes führt ja nicht automatisch zu seinem Verschwinden, wie das bis heute erhaltene *p* von *Gellep* samt den historischen Belegen zur Genüge zeigt. Solange das *g/c* der karolingischen Urkunden nicht einwandfrei aus dem *b/p* des Gellep-Namens erklärt werden kann, besteht keine wissenschaftlich vertretbare Gleichsetzung der Toponyme.

Ähnliches gilt auch für den Beleg *Gildegavia* in der Adela-Urkunde¹⁸, der Anlaß und Ausgangspunkt der Überlegungen bildete. Die Überlieferungsprobleme dieser Quelle und die Frage nach der tatsächlichen Zugehörigkeit der betreffenden Passage, die von vielen Forschern aus nichtlinguistischen Gründen für wenigstens teilweise interpoliert oder durch spätere Bearbeitung stark verändert angesehen wird, zur ursprünglichen Adela-Urkunde von a. 732/733 mögen hier, obgleich keineswegs unwichtig für den Quellenwert des Belegs, unerörtert bleiben. Das bei M. Werner¹⁹ und in der genannten Rezension dazu Gesagte muß hier nicht wiederholt werden. Für die Beurteilung der Schreibung wichtig ist es, daß *Gildegavia* keine Form der Urkunde des 8. Jahrhunderts für den angenommenen Gellepgau sein kann. Ein Eingriff auf einer der Bearbeitungsstufen muß also auf jeden Fall angenommen werden. Wieso aber auch bei Annahme einer jüngeren Umformung ausgerechnet das bis heute erhaltene *p* von *Gellep*, das auch in den von G. Rotthoff²⁰ aufgeführten Ortsnamenbelegen stets auftritt, ausfallen soll, obwohl die Assimilation des *d* (kein „Schwund der offenbar tonschwachen Mittelsilbe“, wie G. Rotthoff meint) noch nicht vollzogen ist, wohl aber in der dem ältesten Textzeugen der Adela-Urkunde nicht allzu fern stehenden Urkunde a. (1201) *Gelphe*²¹ (und in den weiter folgenden Belegen), bleibt das Geheimnis der Verfechter der Gellep-These.

Ist die sprachliche Verbindung von *Gildegavia* mit Gellep (und wohl auch mit dem Keldag-Gau) mehr als zweifelhaft, so sollen nun die Ortsnamen *Botbergis*, *Beslanc* die Verknüpfung bekräftigen. Es ist jedoch keineswegs sicher, daß der weitab von diesen Namen genannte Gauname, der in den Überlieferungen C und D fehlt, überhaupt zu ihnen gehört und nicht etwa von einem Kopisten aus einer Marginalnotiz falsch bezogen wurde. Auch hier mögen die quellenkundlichen Probleme, die durchaus zu berücksichtigen sind, zunächst einmal zurückgestellt werden, um der Frage nachzugehen, ob die Belege ansonsten das beweisen können, was sie sollen. *Botbergis* (nach anderer Überlieferung allerdings *Bietbergis*) wird von G. Rotthoff mit Hohenbudberg (heute ein Stadtteil im Norden von Krefeld) identifiziert. Das ist immerhin zum ersten Mal auch eine sprachlich mögliche

¹⁵ Wie Anm. 1, S. 312.

¹⁶ Wie Anm. 3, S. 253.

¹⁷ Ebenda.

¹⁸ C. Wampach, Urkunden- und Quellenbuch zur Geschichte der altluxemburgischen Territorien bis zur burgundischen Zeit, I, Luxemburg 1935, Nr. 19.

¹⁹ Wie Anm. 2, besonders S. 178 ff.; 242 ff.

²⁰ Wie Anm. 3, S. 253.

²¹ Im Kontext einer Grenzbeschreibung des Klosters Meer; Th. J. Lacomblet, Urkundenbuch für die Geschichte des Niederrheins, II, Düsseldorf 1846, Nachdruck Aalen 1966, Nr. 1.

Verbindung, wenngleich die Latinisierung auf *-is* merkwürdig genug ist²². Wenig günstig für die Eindeutigkeit der Identifizierung ist es, daß es den Namen *Budberg* im Rheinland und in Westfalen auch anderweitig gibt (ebenfalls mit historischen Belegen), so daß ein mehrfach verbreiteter Namentyp vorliegt. Wie es zudem einzuschätzen ist, daß Hohenbudberg vielleicht schon a. 1003 als Besitz des Kölner Erzbischofs bezeugt ist²³, mögen die Historiker entscheiden. So muß also *Beslanc* die ganze Beweislast tragen. G. Rothhoff erkennt darin *Lank* (heute Lank-Latum, linksrheinisch gegenüber von Kaiserswerth). Die Identifizierung ist in dieser Form im Grunde indiskutabel. Gleichwohl glaubt G. Rothhoff darauf hinweisen zu müssen, es sei übersehen worden, daß er „wenigstens die zweite Silbe“ [von *Beslanc*] auf Lank bezogen habe²⁴. Das Verfahren spricht für sich: Unbequeme Buchstaben verschwinden oder passende erscheinen, ganz nach Bedarf. Die tatsächlichen historischen Formen von Lank sind dagegen seit dem 11. Jahrhundert (in *Lancho*²⁵) einwandfrei und niemals mit *Bes-* bezeugt. Die etymologische Verbindung mit germ. **hlank-* ‚Biegung, Krümmung‘ (man vergleiche mnd. *lanke* ‚gewundene oder ausgebuchtete Gewässerstelle, aus dieser entstandene feuchte Niederung‘²⁶) trifft im Gegensatz zur Meinung von G. Rothhoff sehr wohl auf die örtlichen Gegebenheiten zu, wie schon ein Blick auf die Karte mit der Lage Lanks in einem Rheinbogen lehrt. Mit *Beslanc* hat das alles nichts zu tun.

Für die Verfechter der Gelleppgau-Hypothese ergibt sich die betrübliche Feststellung, daß keines der bisher zur Begründung herangezogenen Namenzeugnisse einer sprachwissenschaftlichen Überprüfung standhält. Dieser Befund läßt sich nicht einfach beiseite schieben. Denn für die in den Schriftquellen genannten Personen und Orte sind es ja in der Regel zunächst einmal ihre Namen, also sprachliche Gebilde, die überhaupt die Identifizierung mit einem bestimmten Individuum oder einer geographischen Gegebenheit möglich machen. Die Verweisrelation von der Größe ‚Name‘ auf den Gegenstand/die Person der historischen Wirklichkeit geschieht somit auf sprachlichem Wege. Und also sind es auch sprachliche Kriterien, mit denen festgestellt werden muß, ob zwei unterschiedliche Schreibformen den gleichen Namen meinen können oder nicht. Tatsächlich war es doch die scheinbare Ähnlichkeit von *Keldaggouue* und *Gildegavia* mit einem vermuteten Namen **Gelleppgau*, die die Nachweisungsbemühungen überhaupt erst in Gang gesetzt hat. Doch müssen sich solche Thesen über das Verhältnis sprachlicher Größen gefallen lassen, mit dem Instrumentarium der historischen Grammatik überprüft zu werden. Es sollte den Vertretern der Gelleppgau-These schon zu denken geben, daß der seit Plinius und Tacitus gut bezeugte Name der Siedlung von den ältesten bis zu den jüngsten Formen sich problemlos in die bekannte Sprachentwicklung einpassen läßt, während die vorgeblichen Gaunamen-Belege nicht dazu stimmen. Auch der Geschichtswissenschaft kann nicht daran gelegen sein, die Historizität von Sprache einfach zu ignorieren und Belege älterer Sprachstufen unreflektiert nach heutigem Sprachgefühl zu beurteilen. Niemandem würde es in den Sinn kommen, eine Quelleninterpretation zu billigen, die die Regeln der lateinischen Grammatik unbeachtet läßt. Daß die einheimischen Namen ebenfalls sprachliche Erscheinungen

²² Unter den fast fünfhundert mit *-berg* gebildeten Namen bei E. Förstemann, *Altdeutsches Namenbuch*, II, Orts- und sonstige geographische Namen, 1, 3. Aufl. von H. Jellinghaus, Bonn 1913, Nachdruck Hildesheim 1967, Sp. 408–412, ist es der einzige Fall. Doch wäre dies genauer zu prüfen.

²³ Die Regesten der Erzbischöfe von Köln im Mittelalter, I, bearb. von F.W. Oediger (Publikationen der Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde 21), Bonn 1954–1961, Nr. 604.

²⁴ Wie Anm. 3, S. 252.

²⁵ Th. J. Lacomblet, *Urkundenbuch* (wie Anm. 21), I, Düsseldorf 1840, Nachdruck Aalen 1966, Nr. 257 = H. Kellener, *Urkundenbuch des Stiftes Kaiserswerth*, Bonn 1904, Nr. 10 (mit Datierung c. 1090–1120). Weitere Belege: Ebd., Nrr. 22 (a. 1202 *de Lanke*), 138 (a. 1314 *de Lancke*) u. ö.; M. Gysseling, *Toponymisch woordenboek van België, Nederland, Luxemburg, Noord-Frankrijk en West-Duitsland (vóór 1226)*, I, Tongern 1960, S. 594.

²⁶ *Mittelniederdeutsches Handwörterbuch*, begründet von A. Lasch und C. Borchling, hrsg. von G. Cordes, II, 20. Lfg., Neumünster 1977, Sp. 732.

sind, für die es eine zuständige Fachwissenschaft gibt, die dieses Material nach linguistischen Grundsätzen und entsprechend den Regeln ihrer volkssprachigen Grundlage analysiert, sollte allmählich Gemeingut der Forschung werden. Intuitiv gewonnene Urteile über Namen nützen nichts.